

Burnout: Ausblendungen; Herrschaftsaspekte und emanzipatorische Perspektiven für die Soziale Arbeit

Brensell, Ariane

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brensell, A. (2013). Burnout: Ausblendungen; Herrschaftsaspekte und emanzipatorische Perspektiven für die Soziale Arbeit. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 33(128), 111-128. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-46492-5>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Ariane Brensell

Burnout: Ausblendungen, Herrschaftsdimensionen und emanzipatorische Perspektiven für die Soziale Arbeit

Krisen und Burnout – in Medien und Öffentlichkeit

Die „Euro-Krise kostet Menschenleben“ titelt Spiegel Online am 27. März und stellt eine Studie von „The Lancet“ – einer führenden Fachzeitschrift für Gesundheitsfragen – vor. Die Studie zeigt, dass die Folgen der europäischen Krisenregulation – die drastischen Haushaltseinschnitte und Schuldenbremsen – für die Menschen gravierend sind: „We [...] warn about the public health effects of the current financial crisis“ (Kleinert u.a. 2013). Diese Folgen jedoch würden geleugnet und gar verschleiert, sagt der Medizinprofessor McKee, einer der Leiter der Studie laut Spiegel Online. Solch explizite Worte sind selten zu vernehmen.

Lediglich die Thesen des Trauma- und Notfalltherapeuten Georg Pieper zur Krise in Griechenland sind quer durch alle Zeitungen zu finden. Neben der FAZ haben ihn auch die Konkret und die Junge Welt zu den Folgen der Krise in Griechenland für die Menschen interviewt. Pieper berichtet, dass in Griechenland aktuell die Angststörungen und Depressionen zunehmen, dass sich die Selbstmordrate verdoppelt hat – vor allem bei den Männern, denen der Verlust der Lebensperspektiven besonders zu schaffen macht. Ihnen geht die Perspektive der Ersternährerrolle verloren, Alternativen fehlen. Pieper ist einer der wenigen, der in den deutschen Zeitungen so explizit über die psychischen und psychosozialen Belastungen ‘der Krise’ für die Menschen berichtet. Als Notfall- und Traumatherapeut kennt er sich aus mit ‘Katastrophen’ und er bezeichnet die Folgen der Krise gar als eine kollektive Traumatisierung.

„Ein Trauma ist ein Ereignis, das die Erfahrungswelt des Einzelnen bis in seine Grundfesten erschüttert. Das Erlebte ist derart übermächtig, dass es den Betroffenen in einen Strudel absoluter Hilflosigkeit zieht. Nichts ist mehr, wie es einmal war, und nichts wird jemals wieder so sein. Nur ein Zyniker spricht im Hinblick auf Griechenland noch von sozialem Abstieg. Es ist viel mehr als das: eine Gesellschaft stürzt ins Bodenlose. Wir erleben eine kollektive Traumatisierung“ (FAZ vom 15.12.2012).

Pieper berichtet von Handlungsunfähigkeit, Hilflosigkeit, Apathie, gepaart mit der Zunahme der Gewalt: „Hier entsteht eine hochexplosive Mischung aus tiefer Depression und kalter Wut“ (Junge Welt vom 31.12.2012).

Um einiges harmloser scheint demgegenüber die vielbeschriebene Depression, für die die Rede vom Burnout steht, die hierzulande eine Zeitlang die Medien bestimmt hat. Doch auch sie ist eine Kehrseite der aktuellen politischen und ökonomischen Entwicklungen. Besonders in den Jahren 2011 und 2012 berichteten viele Zeitschriften vom ‘erschöpften Menschen’, von der ‘erschöpften Seele’, der Zunahme von Burnout, von Ängsten und Depressionen. Exemplarisch dafür standen Titel wie: „Ausgebrannt“, „Das überforderte Ich“, „Neustart“, „Der gestresste Mensch“. Oder Slogans wie „Mach doch mal Pause“, aber auch „Endlich Schluss mit dem Burnout-Gejammer“. Geo brachte 2011 ein Schwerpunktheft heraus, der Spiegel brachte gleich zwei Schwerpunkte heraus. Dem Spiegel lag auch eine DVD bei, in denen z.B. die Hinterbliebenen von Robert Enke retrospektiv nach den Anzeichen seiner schweren Depression suchten, aber in denen auch van Gogh – posthum – zu den Burnout Betroffenen gemacht wurde.

Die Zeitschriften stellten die berichteten Krankheiten zumeist in den Zusammenhang mit individuellen Risikofaktoren und boten Fragebögen zur Selbstanalyse und zur Selbstklärung an: Testen Sie sich! Sind auch Sie ein Burnout Kandidat? Für den Fall einer unausgewogenen ‘Work-Life-Balance’ – ein Anzeichen für ein Burnout – wurden Tipps zur Krisenbewältigung und Kliniklisten angeboten. Zumeist ging es um das Zurechtkommen mit dem Leistungsdruck, mit der Flexibilisierung, mit den Mobilitätsanforderungen und mit der Entgrenzung der Arbeit. Damit wurden vor allem die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten stressigerer Lebens- und Arbeitsverhältnisse, der damit verbundenen Zumutungen und Überforderungen, angesprochen. Die mitverursachenden gesellschaftspolitischen und ökonomischen Veränderungen wurden nur am Rand gestreift. Kritik an den ökonomisch-politischen Entwicklungen, die zu einer Veränderung von Arbeitsverhältnissen überhaupt erst geführt haben, enthielten sie nicht. Ein solcher Diskurs ist wirksam, vor allem aufgrund seiner Doppelbödigkeit.

Zum einen erkennt er das enorme Leid an, dass sowohl die Menschen hierzulande, aber besonders auch in Ländern wie Griechenland, durch das Sparen am Sozialen und der Finanzkrise erleben. Zum anderen aber geraten die politischen Akteure und Entscheidungen aus dem Blick. Wenn es zur Situation in Griechenland heißt: „Eine Gesellschaft stürzt ins Bodenlose“, rücken sowohl die Akteure aus dem Bild als auch die neoliberalen politischen Programmatiken, die aus der Bankenkrise erst eine Staatsschuldenkrise gemacht haben, deren Folgen nun die Öffentlichkeit tragen muss (vgl. Stütze 2012). Die Auflagen des IWF und der

EU an den griechischen Staat enthalten eine Reihe von Maßnahmen, die für viele Menschen die Verfügung über Handlungsmöglichkeiten reduziert. Beispiele hierfür sind die Kürzungen im sozialen Bereich, die Absenkung der Mindestlöhne, die Liberalisierung des Öffentlichen Sektors. Solange dies aber als Teil einer Katastrophe dargestellt wird, werden politische Entscheidungen naturalisiert.

Ähnliche Denkformen legt der Burnout-Diskurs nahe. Er verweist erstens auf etwas Individuelles (einzelne halten nicht mehr mit) und er nutzt zweitens die Sprache einer Krankheit, einer Störung, letztlich einer psychiatrischen Diagnose. Burnout selbst gibt es in der psychiatrischen Diagnostik nur als Zusatzdiagnose. Die Hauptdiagnosen sind die Neurasthenie (F48.0), das Erschöpfungs- und Ermüdungssyndrom oder die Depression (F32). Wenn hier also von Erschöpfung, von Ängsten und Depressionen die Rede ist, dann sind das psychiatrische Diagnosen. Hinter diesen Diagnosen stehen eine Reihe von krisenhaften Gefühlen des Verlustes, der Trauer, der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung und der Ohnmacht, Gefühle der Wertlosigkeit und des Versagens. Sie entstehen zu Recht, wenn wir die politisch-ökonomischen Veränderungen in den Blick nehmen. Denn Allmacht, Erfolg oder auch nur ein existenzsicherndes Einkommen kann es nicht für alle geben. Wenn dem so ist, dann hat das Denken in psychiatrischen Begriffen und in der Sprache einer psychiatrischen Klassifikation eine fatale Konsequenz: Es hält einen gesellschaftlichen Normalzustand aufrecht, indem es aus den alltäglichen Widersprüchen, an denen Menschen verzweifeln, das Scheitern einzelner und Krankheiten wie Depressionen macht. Dies ist eine Kombination aus Individualisierung und Pathologisierung gesellschaftlicher Probleme. Strukturelle Not wird in Form z.B. einer Depression gepackt, und diese kann dann, losgelöst von einem Blick auf eine krankmachende gesellschaftliche Realität, individuell behandelt werden. Damit werden strukturelle gesellschaftliche Probleme abgeschoben auf die Einzelnen und die Krankenkassen, aufs Terrain der Medizin.

Diese Form der Thematisierung hat bedeutende Implikationen. Charlotte Jurk hat dies im Februar 2013 anlässlich der Neuauflage des wichtigsten psychiatrischen Krankheitsmanuales – dem DSM V – formuliert:

„Der Diskurs um Depression oder Burnout ist gesellschaftlich höchst wirksam. Er individualisiert das Leiden und reduziert dieses Leiden noch dazu auf die Dysfunktionalität der körperlichen ‘Steuerungseinheit’. Wer seine Depression bekämpfen will, muss noch individualistischer (Alleinsein aushalten), noch rücksichtsloser (sich besser durchsetzen lernen), noch hemmungsloser (Stoffwechsel steuern) werden. Das ist die symbolische Botschaft der Depression: wer sich seine Stimmung verderben lässt, wer traurig, grüblerisch, hoffnungslos ist – ist selbst schuld. Die These von der allgegenwärtigen Depression medikalisiert eine Gesellschaftsordnung, in der der Mensch zweifach niedergeschlagen ist: Er wird in eine automatisierte, raum- und

zeitlose Daseinsordnung gezwungen, in der die Möglichkeiten eigenständiger Sorge für sich und andere mehr und mehr schwinden. Zudem wird er reduziert auf diesen kleinen Raum in sich selbst, den er endlich dem ordentlichen Zugriff der Fachleute überlassen soll. Dann wird er begreifen, dass er einverstanden sein muss mit allem, was ihn zu Boden gebracht hat“ (Jurk 2013: 31).

Ein analytischer und ideologietheoretischer Begriff, der diese Ausblendungsmechanismen erfasst, ist der der ‘Entnennung’: Indem etwas in einer bestimmten Form benannt wird, hier in der Form oder auch in der Sprache der klinischen Diagnosen, wird etwas anderes nicht mehr benannt, zum Beispiel die psychosozialen und psychischen Leiden als strukturelle Aspekte politisch-ökonomischer Prioritäten. Die so geführte Debatte blendet nicht einfach nur aus, leugnet oder ignoriert nicht einfach das Leiden der Menschen. Sie weist ihnen einen gesellschaftlichen Ort zu: die Medizin, die Pharmakologie, die Psychiatrie und die klinische Psychologie. Sie stellt soziale Probleme in die Deutungshoheit und die Zuständigkeit der Medizin und der Biologie. Dies sorgt für eine Entkontextualisierung von gesellschaftlichen Widersprüchen und Problemen, indem sie sie nur um den Preis der Krankheit – die ja immer ein ‘nicht-normaler’ Zustand ist – anerkennt. Das trägt zur Normalisierung des Neoliberalismus entscheidend bei.

Burnout und Soziale Arbeit

Statistiken der Krankenkassen legen nahe, dass die psychischen Krisen in der Sozialen Arbeit besonders hoch sind: Die Fehlzeiten aufgrund psychischer Störungen sind in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Die häufigste Einzeldiagnose ist die Depression. Herausragend betroffen ist laut Statistik der soziale Bereich. Die BKK schreibt in ihrem Report zur Zunahme psychischer Erkrankungen, dass diese im Bereich Sozialwesen mit 14% am höchsten seien. „Deutlich differenziert sich der Anteil der psychischen Erkrankungen auch nach Branchen“, schreibt Zoike (2010: 67). In der Statistik stehen Sozialarbeiterinnen und Sozialpflegerinnen an hoher Stelle (ebd.: 69), einen hohen Anteil verzeichnen soziale Berufe bei den AU-Tagen aufgrund von psychischen Erkrankungen (ebd.). Was jedoch die Ursachen sind, ist mit diesen Zahlen noch nicht geklärt. Die Frage, ob dieser Anstieg ‘echt’ ist, in dem Sinne, dass es sich nicht um anderweitige Effekte handelt, etwa um die höhere psychodiagnostische Bereitschaft der Hausärzte oder der Betroffenen selbst, ihre Lebensprobleme als psychische Krankheiten zu definieren (Haußl 2011: 374; vgl. auch Jurk 2013), bleibt hier offen.

Wie werden diese Entwicklungen in der Sozialen Arbeit kontextualisiert und welche Gründe werden dafür genannt? Viele Publikationen zu Burnout in der

Sozialen Arbeit setzen – ähnlich wie der Mediendiskurs auch – an der individuellen und an einer eher klinischen Ebene an, sie suchen nach der Klärung von Symptomen, nach Instrumenten zur Erfassung von Burnout und fragen nach Möglichkeiten der Prävention. So entwickeln Fengler u.a. z.B. ein Präventionsmodell für Teams (vgl. Fengler u.a. 2011) und Reiners-Kröncke u.a. ein Seminar-konzept zur Wahrnehmung von Grenzen und zur Erschließen von Ressourcen (vgl. Reiners-Kröncke u.a. 2010). Hierzu tragen sie verschiedene Ergebnisse aus der Burnout-Forschung zusammen. Eine Sozialarbeitsbezogene Burnout-Definition bezieht sich auch auf die Belastungen, die in der Arbeit mit Menschen liegen: „Ausbrennen ist das Resultat andauernder oder wiederholter emotionaler Belastung im Zusammenhang mit langfristigem, intensiven Einsatz für andere Menschen“ (Reiners-Kröncke 2010: 34f.). Es spielen aber immer verschiedene Faktoren eine Rolle, soziale wie z.B. mangelndes Feedback, organisatorische wie z.B. Ressourcenknappheit oder problematische institutionelle Vorgaben und Strukturen (ebd.: 37). Die gesellschaftlich-politischen Aspekte werden als verursachende Umweltbedingungen einbezogen (ebd.: 36). Die AutorInnen sehen in der Sozialen Arbeit als „unmöglichem Beruf“ in Anlehnung an Schmidbauer einen strukturellen, sich zuspitzenden Widerspruch zwischen komplexer werdenden Aufgaben und der geringen Anerkennung der Sozialen Arbeit in der Öffentlichkeit (ebd.: 68). Auch „Soziale Arbeit heute“ (2012) geht von den Spezifika der Belastungen in der Sozialen Arbeit als einer „nicht-individuellen Berufskrankheit“ aus:

„Nach dem gleichen Schema wie Individualisierung sozialer Probleme bei unserem Klientel dazu geführt hat, dass man sich und anderen gegenüber Hilfebedarfe nur noch voller Scham eingesteht und einlöst, sind nun die Helfer selber betroffen. In dem Maße wie Bedarfe unserer Klientel delegitimiert und aberkannt werden, werden auch die sozialen Berufe delegitimiert und ihre Existenzberechtigung in Frage gestellt. Wer in der Sozialen Arbeit arbeitet, wird nun [...] tendenziell zur 'Belastung der Allgemeinheit' erklärt“ (Soziale Arbeit heute 2012).

Sinkender gesellschaftlicher Status und die Aufgabe, „mit sinkenden Ressourcen, zunehmend mehr Klienten mit zunehmend schweren und komplexeren Problemen helfen zu wollen“, (ebd.) gilt als eine weitere 'Burnout-Falle' in der Sozialarbeit. Für das Feld der Mädchenarbeit konkretisiert Altenschmidt Burnout als eine „Überforderungsspirale“ (2011: 25). Im Feld der Arbeit gegen sexualisierte Gewalt sind es die multipler werdenden Problemlagen der Betroffenen, die bei – im besten Fall – gleichbleibenden Ressourcen größer werdende Anstrengungen erfordern, um noch eine fachlich angemessene Unterstützung gewährleisten zu können. Hier werden als Konsequenzen der Kürzung und

Standardisierung in der sozialen Infrastruktur drei Probleme analysiert: erstens wird es schwerer, die Betroffenen weiter zu vermitteln, weil die Infrastruktur insgesamt ausgedünnt wird, zweitens wird es schwerer, individuell zugeschnittene Hilfsangebote zu finden, weil viele Hilfen im Zuge der Ausrichtung auf Betriebswirtschaftlichkeit standardisiert wurden. Drittens lässt sich die Notwendigkeit fachlicher Differenzierungen immer schwerer artikulieren und vermitteln, weil sie jenseits von Zielvorgaben sowie finanziellen Vorgaben liegen (vgl. Hävernack 2008; Brensell 2008 und 2012). Ein weiterer Widerspruch des Arbeitsfeldes ist es, dass der Kontakt mit Menschen in konkreten Notlagen Entgrenzungen nahelegt – z.B. Überstunden, Mehrarbeit, Flexibilität – die oft als privates Engagement verbucht werden. Auch dies gilt als ein Spezifikum der Arbeit in der Sozialen Arbeit, dass der direkte Kontakt mit Menschen in Problem- und Notfallsituationen es erschwert, diese zu ignorieren (Poulsen 2011: 10). Der Psychologin Thea Bauriedl zufolge bilden sich in der Sozialen Arbeit „Brennpunkte der Ohnmacht“ (2006). Sie resultieren aus Mangel an Respekt gegenüber der Arbeit, aus der Diffamierung der Sozialen Arbeit, aber auch aus der Gefahr, dass „man auf das Elend als Helfer mit immer größerer Anstrengung antwortet“ (ebd.). Diese und ähnliche Befunde werden in der Debatte immer wieder genannt. Allerdings mündet die Perspektive zumeist nicht in einer Analyse von Herrschaftsmechanismen, sondern in der Frage nach besseren Bewältigungsstrategien, etwa durch Prävention, Supervision, Beratung: „Was können Sie denn tun, damit es Ihnen gut geht“. (ebd.)

Das Forschungsprojekt „Riskante Arbeitswelt im Spiegel der Supervision“ (Haubl u.a. 2011) hingegen will öffentlich Stellung beziehen zu Risiken, die durch rasante ökonomische Umbrüche, neue betriebswirtschaftliche Steuerungsmodelle sowie die Teilprivatisierung des öffentlichen Sektors entstanden sind (ebd.: 77). SupervisorInnen werden hier als Zeitzeugen der Folgekosten für die Menschen gesehen, die durch Ökonomisierung und den daraus folgenden Organisations- und Reorganisationshype entstehen. Sie sehen ihre gesellschaftliche Verantwortung darin, sich zu Wort zu melden. Zwar bezieht sich die Studie nicht direkt auf die Soziale Arbeit, aber sie bezieht explizit Organisationen im Non-Profit-Bereich mit ein. „Eine der gewichtigsten Ursachen, die für die psychischen Erkrankungen genannt werden, sind die Arbeitsbedingungen“ (ebd.) Die laufende Studie arbeitet einige Problemfelder für den Non-Profit Bereich heraus (vgl. ebd.).

Die Ökonomisierung führt zu steigendem Effizienzdruck, der auch bei denen zu „Überforderung“ führt, die sich dadurch zunächst größere Leistungsgerechtigkeit versprochen (ebd.: 80). Die generelle Beschleunigung führt zur schnelleren

Eskalation von Konflikten: „Der Weg vom Partner zum Gegner und dann zum Feind wird kürzer“ (ebd.: 81). Kollegiale Konflikte nehmen zu.

Verwaltungsstellen in Organisationen vermehren sich, es kostet die Beschäftigten zunehmend und unangemessen viel Zeit, um ihre Dokumentations- und Evaluationspflichten zu erfüllen, was auf Kosten der Arbeitsqualität geht. Den Beschäftigten werden Aufgaben, Befugnisse und Verantwortlichkeiten auferlegt, für deren Ausführung sie weder geeignete Qualifikationen noch entsprechende Mittel und Ressourcen zur Verfügung haben (Handrich 2011: 11ff.). Von den Beschäftigten wird gefordert, dass sie sich betriebswirtschaftliche Methoden und Ausdrucksweisen aneignen und diese übernehmen, was Konsequenzen für die Fachlichkeit der Arbeit hat: „Um unter den gegebenen Bedingungen und Anforderungen die ihnen übertragenen Aufgaben erfüllen zu können, ist es notwendig, dass die Beschäftigten sukzessive professionelle Standards absenken. Im Non-Profit-Bereich wird dieser Umstand besonders an einer Fokusverschiebung deutlich, die den Schwerpunkt der Arbeit vom eigentlichen professionellen Gegenstand (i.d.R. Klient, Patient, Schüler etc.) auf die Erhaltung der ökonomischen Überlebensfähigkeit der Organisation verlagert. Dies bedeutet, dass die Betreuung der jeweiligen Klientel den ökonomischen Interessen der Organisation tendenziell untergeordnet wird. Diese Vorgehensweise zeigt sich zum einen an der Orientierung, kurzfristig und kostengünstig Ziele zu erreichen, anstatt eine prozesshafte Betreuung des jeweiligen Klientels zu priorisieren. [...] Zusätzlich ergibt sich allein aus der quantitativen Zunahme der Arbeitsaufgaben ein zeitliches Problem. Der zeitliche Mehraufwand ermöglicht immer weniger die Aufrechterhaltung der professionellen Bearbeitung eines Sachverhaltes nach bisher gültigen Standards“ (ebd.: 13). Die Studie zeigt, dass knapp 60% der befragten Supervisoren das Aushöhlen der professionellen Standards in Organisationen als ein zunehmendes Problem erfahren haben (ebd.: 14): „Die steigende Arbeitsverdichtung, Zeit- und Kostendruck, Standardisierung, Unsicherheit, Kurzfristigkeit und Geschwindigkeit schaffen für Beschäftigte ein Arbeitsumfeld, in dem es tendenziell immer schwieriger wird, bisher gültige professionelle Standards aufrecht zu erhalten“ (ebd.: 17). Damit kann auch die Sinngebung in der Arbeit deutlich in Frage stehen.

Weitere Widersprüche entfalten sich durch die Entgrenzung und Subjektivierung der Arbeit, die in einer Kombination aus quantitativer Überlastung mit steigenden Anforderungen, der Ungewissheit über eine ausreichende Arbeitsleistung (unklare Grenzen), der Anforderung, die gesamte Person mit höchstem Einsatz und Commitment einzusetzen, besteht. Dies wird zudem durch Überwachungen und Berichtspflichten konterkariert:

„Eine größere Widersprüchlichkeit der Anforderungen kann man kaum aufbauen: Die Beschäftigten sollen selbständig, innovativ und mitdenkend verantwortlich [...] sein; gleichzeitig werden sie kleinlichsten Controllings, Benchmarks und massiven Erfolgskonkurrenzen zwischen Kolleg/Innen unterworfen. Dass so etwas Mitarbeiter/innen auf Dauer ausbrennt, ist gut nachvollziehbar“ (Voß 2011, 55.).

Dieses Engagement wird von den Beschäftigten verbunden mit der Hoffnung auf eine erfüllte Tätigkeit und soziale Anerkennung, die aber oft enttäuscht wird: „Man gibt ‘alles’, bekommt aber wenig zurück“ (ebd., 55).

Diebäcker u.a. spitzen diese Entwicklungen in der Sozialen Arbeit als eine Deprofessionalisierung und eine Depolitisierung der Sozialen Arbeit zu. In ihrer Werkstattforschung zu neoliberalen Transformationen in der Sozialen Arbeit in Wien untersuchen die AutorInnen, wie sich neoliberale Ziele in die Organisationen Sozialer Arbeit eingeschrieben haben. Hier bekommen die gesamtpolitischen Entwicklungen und Prioritätensetzungen eine explizite Bedeutung. Die Entwicklungen in der Sozialen Arbeit werden politisch und ökonomisch kontextualisiert.

Die AutorInnen gehen in zwei Schritten vor. Erstens fragen sie, wie hat die veränderte staatliche Praxis (Teilprivatisierungen, Einführung der Neuen Steuerungsmodelle usw.) das Verhältnis zwischen staatlichen Auftraggebern und den Sozialen Organisationen verändert? (Diebäcker u.a. 2009a und 2009b). Und wie führt dies zweitens zu innerorganisatorischen Veränderungen, die das Verhältnis zwischen MitarbeiterInnen und KlientInnen der Sozialen Arbeit verändern? Die These der AutorInnen ist, dass die Verschiebungen in der Sozialen Arbeit derart grundlegend sind, dass sie die Handlungspraxis in einer Weise „verformen [...], dass von einer weitergehenden Deprofessionalisierung Sozialer Arbeit gesprochen werden kann“ (Diebäcker u.a. 2009a: 1). Die Depolitisierung der Sozialen Arbeit resultiert aus einem Verlust von fachlichen Möglichkeiten und aus Technokratisierungstendenzen, die zu einem Anstieg von verwaltenden, selektiven und ausschließenden Tätigkeiten (ebd.: 1f.) führt. Diese fördert auch die Ausbildung von Hierarchieebenen. Die Prozesse der Hierarchisierung, des Controllings, der Quantifizierung und Messbarmachung sowie der Bürokratisierung und Standardisierung erschweren die Vermittlung von Kriterien, die jenseits der vorgegebenen „Standards“ liegen und gehen strukturell auf Kosten der Fachlichkeit. Fachliche Differenzierungen, fachliche Selbstbestimmung und fachliche Prinzipien gehen dabei verloren. Die Dokumentationspflichten – u.a. im Rahmen von Qualitätsmanagement – rauben weitere der eh schon verknappten Zeitressourcen. Für die KlientInnen, aber auch bspw. für Politisierungen und ‘networking’ gehen Zeiten verloren (ebd.: 4f.).

In der Forschung wird der Begriff des Burnouts nicht benutzt, aber es wird untersucht, wie Veränderungen in den Handlungsmöglichkeiten zu neuen widersprüchlichen Anforderungen an SozialarbeiterInnen führen, die das „alltägliche Leiden in sozialen Organisationen“ verstärken (vgl. Diebäcker u.a. 2009b). Die Vorgehensweise der Forschung zeigt die Stärken einer politisch-ökonomischen Kontextualisierung: Die AutorInnen setzen an der ökonomisch-politischen Ebene an, fragen im zweiten Schritt, wie sich diese auf die Organisationsebene übersetzt und befragen schließlich die SozialarbeiterInnen als ZeugInnen der Veränderungen im Alltag. Damit werden die konkret erlebten Anforderungen und Widersprüche im Kontext politisch-ökonomischer Veränderungen analysiert. Genau dadurch werden dann auch die Machttechniken sichtbar, mit der der Umbau des Denkens und Handelns auf der Alltagsebene vorangetrieben wird. Das Qualitätsmanagement z.B. nimmt hierbei eine Schlüsselposition ein. Es spielt bei der Standardisierung, Bürokratisierung und Hierarchisierung – also der betriebswirtschaftlichen Zurichtung der Sozialen Arbeit – eine strategische Rolle.

Erst eine Kontextualisierung und eine systematische Analyse der Zusammenhänge zwischen der politischen Ökonomie des Neoliberalismus und den Widersprüchen in den Handlungsmöglichkeiten kann gegen die Entnennungen – wie oben beschrieben – Position beziehen. Und erst dann – so meine These – kann die Debatte um Burnout auch emanzipatorisch gewendet werden.

Eckpunkte einer emanzipatorischen Wendung des Burnout-Diskurses

Eine emanzipatorische Theoriebildung zu Burnout muss das Terrain der Pathologie und Individualisierung verlassen, ohne subjektives Leiden auszublenden, und muss sich mit der Frage auseinandersetzen: Woher kommen all diese Reparaturarbeiten (vgl. Haug 2012)?

Die Politische Ökonomie der Krise

Die aktuelle Krisenregulierungspolitik verschärft die effizienzsteigernden Dynamiken: Die G 20 setzen auf gestärkte Finanzmärkte und Marktdisziplin. Auch die Rezeptur, die den Finanzhilfen für z.B. Griechenland zugrunde liegt, setzt auf die Disziplinierung von nationalen Haushalten und macht eine Reihe sehr präziser Vorgaben, an die die Finanzhilfen rechtlich gebunden werden: Güter- und Energiemärkte müssen liberalisiert werden, die Tarifbindung der Arbeitsgeber gelockert, Mindestlöhne müssen eingefroren und teils außer

Kraft gesetzt werden, ebenso wie der Kündigungsschutz (Fischer-Lescano u.a. 2012: 34ff.). Diese Austeritätspolitik („Schnall den Gürtel enger!“) gepaart mit Wachstumszwang, einerseits dem Abbau des Sozialen, wird andererseits als alternativlos dargestellt. Damit geht – ebenfalls alternativlos – das Menschenbild des Homo Oeconomicus einher. Der hegemoniale Vergesellschaftungsmodus macht Menschen zu „Unternehmern ihrer selbst“. Eigenverantwortlichkeit, Nutzenmaximierung und Flexibilität wird zur Vergesellschaftungsbedingung. Die gesellschaftliche Teilhabe ist an neue Zumutungen geknüpft. Peter Hartz, der Leiter der Hartz-Kommission, hat es in seinem Buch auf den Punkt gebracht: Die Menschen werden ab jetzt selbst dafür verantwortlich gemacht, arbeitsmarktfähig und Teil der Gesellschaft zu bleiben. Dies ist mit der Einführung von Hartz IV zum Gesetz geworden. Peter Hartz formuliert auch explizit: nicht alle werden den Anschluss schaffen (vgl. Haug 2003). Den aktuellen Höhepunkt dieser politischen Logik bildet auch in Deutschland die 'Lösung' der Krise durch die Schuldenbremse. Das ist ein technokratisches Meisterstück, das nichts mehr verhandelbar macht, die Zahlen sind festgeschrieben, nur noch die Mittel können diskutiert werden. Schon 1995 beschrieb der australische Forscher R.W. Connell als ein Spezifikum des Neoliberalismus/Marktliberalismus: Die technokratische Tagesordnung der Manager verallgemeinert sich zum gesellschaftlichen Leitbild, sie besetzt das Terrain des Sachverstands und ersetzt Argumente und Begründungen durch Kennziffern und Zahlen. Sie verschließt damit systematisch die Räume für andere Anliegen, für ihre Versprachlichung und für eine Verständigung: „Managerialisten' und Technokraten stellen feministische oder soziale Programme etc. nicht direkt in Frage, aber sie lassen sie finanziell austrocknen oder lassen sie im Namen von Effizienz zusammenschrumpfen“ (Connell 1995: 38).

Diese Entwicklungen beruhen auf strukturellen Ausblendungen. Wie die Studie von „The Lancet“ nun nachweisen konnte, geschieht es auf Kosten derer, die im Rahmen ihres Berufes noch mit den Menschen direkt zu tun haben, nicht nur mit Zahlen. Die Arbeiten und Realitäten verschwinden nicht, sie werden privatisiert. Neoliberale Privatisierung hat einen Doppelcharakter, sie umfasst zum einen die Privatisierung von staatlichen Aufgaben, zum anderen wird das Soziale zur Privatsache gemacht. Analysen der Care Ökonomie – der Bereich der Ökonomie, der die Sorgearbeit umfasst – haben vielfach gezeigt, dass das rein ökonomische Menschenbild des Homo Oeconomicus nur ein Teil des Ganzen ist. Doch die aktuellen Krisenregulierungen funktionieren genau aufgrund der Verschärfung dieser Ausblendungen und Abwertungen dieser ganzen Realitäten der Sorge- und Reproduktionsarbeiten, der persönlichen Krisen und Krankheiten.

Die hiermit verbundenen Kosten werden externalisiert und abgeschoben: Was zählt? Who cares? Die Aussage der indischen Aktivistin Metha Patka bringt es auf den folgenden Punkt: Diejenigen, deren Geld auf dem Spiel steht, zählen mehr als diejenigen, deren Leben auf dem Spiel steht. Die Priorisierungen, die Teil der Finanzkrise und der Schuldenbremse sind, verschärfen die Widersprüche um Handlungsfähigkeit und sie spitzen sie zu. Doch weitergehend noch gehen sie mit Versprechen einher, die wichtig sind für die Zustimmung zu den Veränderungen. Diese Versprechen sind Freiheit und Meritokratie, Leistungsgerechtigkeit. Die darin verborgenen Widersprüche, eine paradoxe Freiheit und eine Leistungsgerechtigkeit, die eine Form der (neuen) Ungleichheit legitimiert, sind zwei wichtige Aspekte, um Burnout gesellschaftlich zu kontextualisieren.

Versprechen auf Freiheit: „paradoxe Freiheit“

Ehrenberg (vgl. 2004) hat in seiner großen Studie zur Geschichte der Depression den „erschöpften Menschen“ zum Normalzustand erklärt. Und er macht damit implizit auch einen Vorschlag, um Zusammenhänge zwischen der politisch-ökonomischen Entwicklung und den Burnout-Phänomenen zu denken. In seinem Standardwerk „Der erschöpfte Mensch“ sieht er in der Depression eine Entsprechung zur aktuellen Gesellschaft. Er nennt die Depression eine Krankheit der Verantwortlichkeit: Wir sind für alles selbst verantwortlich, ohne jedoch über die Bedingungen bestimmen zu können. Die Psychotherapeutin Elisabeth Summer (vgl. 2008) hat anhand ihrer PatientInnengespräche empirisch untersucht, ob es haltbar ist, dass die aktuelle Gesellschaft „depressiv macht?“ Über elf Jahre hinweg hat Summer anhand ihrer PatientInnenakten untersucht, welche Rolle das Versprechen auf Freiheit im Marktliberalismus bei ihren depressiven PatientInnen spielt. Sie bestätigt die Zusammenhänge zwischen der Zunahme der persönlichen Krisen und einem neuen gesellschaftlichen Normalzustand. Depressionen sind auch ein Resultat der aktuellen Marktwirtschaft (ebd.: 223ff.): Die seelische Krankheit ist angemessen. Sie entspricht dem „sozial dominierenden Denken und Tun, dem der Einzelne nicht ausweichen kann“ (ebd.: 223). Sie ist daher auch in letzter Konsequenz nicht heilbar, denn sie ist implementiert, sie ist „menschengemäß und ein getreues Spiegelbild der sozialen Aktualität“ (ebd.). Als Ergebnis ihrer Arbeit fasst sie zusammen: „Die dem bürgerlichen Denken entnommenen, allerdings unzutreffenden Freiheitsvorstellungen [sind] tatsächlich Auslöser von Depressionen, weil sie die Individuen angesichts ihrer mangelhaften Umsetzungsrealität an sich selbst zweifeln lassen“ (ebd.: 224). Die Verbreitung von Erschöpfungszuständen ist also gewisserma-

ßen ein Resultat einer 'Verwechslung', die den Menschen nahegelegt ist: Die Zuweisung von Eigeninitiative und Eigenverantwortung wird mit dem Schwinden bevormundender Strukturen gleichgesetzt; daraus resultieren notwendig Allmachtsfantasien bei den Einzelnen. Diese sind aber unrealistisch, doch die Menschen müssen die Allmachtsvorstellungen in ihr Selbstkonzept übernehmen. Anders kann man nicht optimistisch in die Zukunft schauen. Daher ist Depression ein Moment der Zeit. Ehrenberg resümiert: Depression „ist eher eine Lebensweise als ein affektives Leiden“ (302). Einen weiteren Aspekt des Widerspruchs analysiert Han als die paradoxe Freiheit des Homo Oeconomicus, der ja vor allem ein Leistungssubjekt ist:

„Das Leistungssubjekt ist frei von äußerer Herrschaftsinstanz, die es zur Arbeit zwingen oder gar ausbeuten würde. [...] Der Wegfall von Herrschaftsinstanz führt nicht zur Freiheit. Er lässt vielmehr Freiheit und Zwang zusammenfallen. So überlässt sich das Leistungssubjekt [...] dem freien Zwang zur Maximierung der Leistung. Der Exzess Arbeit und Leistung verschärft sich zur Selbstausbeutung. Diese ist effizienter als die Fremdausbeutung, denn sie geht mit dem Gefühl der Freiheit einher. [...] Der Ausbeutende ist zugleich der Ausgebeutete. [...] Diese Selbstbezüglichkeit erzeugt eine paradoxe Freiheit, die aufgrund der innewohnenden Zwangsstrukturen in Gewalt umschlägt. Die psychischen Erkrankungen der Leistungsgesellschaft sind gerade die pathologischen Manifestationen dieser paradoxen Freiheit“ (Han 2011, nach Seidler 2013: 7).

Privatisierung der Ungleichheiten – Privatisierung der psychosozialen Probleme

Die Verschiebung der Bankenkrise zu einer Staatsschuldenkrise führt zu einem Anwachsen der Ungleichheit, die Schere geht immer weiter auf zwischen denen mit Geld/Perspektive und denen ohne (vgl. Stützle 2012). Diejenigen also, die sich selbst an den Haaren aus dem Sumpf ziehen sollen, die aber die Mittel dazu nicht mehr haben, werden mehr. Die Anforderungen an sie bleiben bestehen, unabhängig davon, ob sie die Mittel haben, sie zu erfüllen. Auch diese Ausblendung der Bedingungen produziert Widersprüche, mit denen Menschen vereinzelt klarzukommen suchen.

Welche Bedeutung dies für die Psyche und das Soziale hat, zeigt die bahnbrechende epidemiologische Studie von Kate Pickett und Richard Wilkinson „Gleichheit ist Glück“. Pickett und Wilkinson zeigen in einem Vergleich der führenden Industriestaaten, dass in Gesellschaften mit zunehmender Einkommensungleichheit auch die psychischen und sozialen Probleme zunehmen. Die Studie basiert auf offiziellen Zahlen der WHO und anderen internationalen Organisationen. Kate Pickett schreibt hierzu:

„Wir haben uns angeschaut, wie sich die Einkommensverteilung in 21 reichen Industrieländern auf diese Probleme auswirkt. Und wir haben herausgefunden, dass Länder, in denen die Kluft zwischen Arm und Reich gering ist, durchweg besser abschneiden. In den Ländern, in denen die Einkommensunterschiede groß sind, gibt es dagegen durchweg mehr Gewalt, mehr Gefängnisinsassen, mehr Teenagerschwangerschaften, schlechtere Schulabschlüsse, weniger soziale Mobilität. Die gesundheitlichen und sozialen Probleme sind größer“ (taz, 13.3.2010).

Diese Probleme treffen alle: „Ein mehr an Gleichheit wird für die untersten Gruppen am meisten verändern, doch auch für die besser gestellten ergeben sich Vorteile“ (Pickett u.a. 2012: 308). Diese Erkenntnisse sollten die Debatte verändern, so das Ziel der AutorInnen, indem sie deutlich machen: Ungleichheit erodiert die Gesellschaften. Die Studie kam zu zwei zentralen Ergebnissen. Erstens: Es ist für alle – auch für Reiche – schlechter, in ungleichen Gesellschaften zu leben. Zweitens: Einkommensungleichheit wirkt sich auf Probleme im Alltag aus. Dafür, so die Autorin, gab es bisher keine wissenschaftlichen Belege.

Auch wenn die Rezeption der Studie bei ihrem Erscheinen außerordentlich breit war, findet die Argumentation nur schwer Eingang in die aktuellen (Finanz) Krisenanalysen. Sie hat auch nicht zu einer breiten Einsicht darin geführt, dass die fundamentale Umverteilung von unten nach oben durch die aktuelle Finanzkrise etwas ist, was den Alltag unerträglicher macht – für alle. Das ist die Statistik. Die AutorInnen haben folgende Erklärung: In ungleicheren Gesellschaften müssen alle um den Erhalt ihres Status kämpfen, auch die Angst um Statusverlust trifft alle, das verursacht dauerhaften Stress und der wiederum schürt die Spirale des Gegeneinanders, der Gewalt, des Krankwerdens an den Verhältnissen.

Alternativen: Steinige Wege zu sozialer Selbstverständigung

Einen sperrigen, aber interessanten Begriff haben Arbeiter eines Catering-Unternehmens in die Debatte gebracht: Sie sprachen von „Menschenentwürdigungsreserven“ (vgl. Flying Pickets 2007). 2005 und 2006 wurde das Flughafen-Catering-Unternehmen Gate Gourmet für ein halbes Jahr bestreikt. Es war der längste Streik in der Geschichte der Bundesrepublik. Wie kam es zu diesem Streik? Ein Private Equity Unternehmen – eine sog. Heuschrecke – kaufte die ehemalige Schweizer Firma, holte McKinsey – eine Unternehmensberatung – ins Boot. Diese haben dann zusammen mit den Arbeitern alle Spielräume in der Produktion beseitigt. Spielerisch zunächst – Teamspiele – doch diese waren für die Arbeitenden bitterernst. Kein Schritt durfte mehr zu viel gemacht werden, jede Handbewegung wurde vermessen und hochgerechnet, reduziert wurde, was möglich war (z.B. sollte ein Schälchen in 3,7 Sekunden gepackt werden, hoch-

gerechnet wurde dies auf 12.000, dass Menschen nach 2000 Schälchen müde werden spielte keine Rolle.). Das Unternehmen sollte (noch) effizienter werden zwecks Weiterverkauf. Aus Sicht der ArbeiterInnen sieht das so aus: Sie haben auf unsere Menschenentwürdigungsreserven zugegriffen. Ein Arbeiter berichtet: „Ich fand, „jetzt reicht’s“ als ich merkte, dass ich anfang, die Schritte in meiner Küche zu zählen.“ Die soziale Selbstverständigung über Menschenwürde war das wichtigste Motiv für den Streik bei Gate Gourmet (vgl. ebd.).

Von einer anderen Form der Verständigung über den Druck und den Stress in der Arbeit berichten Betriebsräte von IBM (vgl. Gleißmann, Peters 2001). In ihrem Buch „Mehr Druck durch mehr Freiheit“ erzählen sie die Geschichten des Umbaus der Arbeitsbedingungen, die dazu führten, dass die MitarbeiterInnen einzeln an den Arbeitsbelastungen verzweifeln, die sie sich selbst auferlegen. Das alte Kommandosystem ist abgeschafft, nur noch stetig steigende Anforderungen des Überlebens am Markt und damit unbegrenztes Wachstum geben ‘Orientierung’. Jedoch kann man sich gegen die negativen Folgen der neoliberalen Dispositive nicht mit den Formen wehren, die sich in einem Kommandosystem bewährt haben (ebd.: 109). Die Belegschaft fing an, die Folgen des Drucks, der durch mehr Freiheit entstanden ist, in „Anstoßtexten“ niederzuschreiben und sich so über den Druck, das ständige schlechte Gewissen in der Arbeit (es ist nie genug), die Wendung in ein kollegiales Gegeneinander (die anderen arbeiten zu wenig) und die sozialen Spannungen auszutauschen. Sie führten einen „Monat der Besinnung“ (ebd.: 123) ein, um sich über die eigenen Lebensansprüche zu verständigen und die Perspektive des „Ichs“ in seinen verschiedenen und vielfältigen Seiten zu stärken.

„Ich selbst bin unter der neuen Form unternehmerischen Herrschaft unvermeidlichen Selbsttäuschungen unterworfen, die ich selbst bearbeiten muss. Die Perspektive des Ichs ist hier von entscheidender Bedeutung. Aber diese Bearbeitung gelingt mir nicht allein [...], sondern nur in der Verständigung mit anderen Individuen. Es geht also um eine Auseinandersetzung mit mir selbst, die aber nur in einem kollektiven Prozess der Verständigung der Individuen erfolgen und gelingen kann“ (ebd.: 11).

Sie zeigen, wie der Wille durch die neue Herrschaftsform für den Unternehmenszweck (oder auch für das Überleben einer Organisation) instrumentalisiert und dadurch ambivalent wird. Diese Ambivalenzen individuell und gemeinsam sichtbar zu machen war ein erster Schritt gegen die von selbst ablaufenden Prozesse, die nur Wachstum, Expansion und Steigerung kennen. Als Frage zum Auftakt der sozialen Selbstverständigung schlugen sie vor: Was liegt in meinem Interesse als Beschäftigter, was liegt im Unternehmensinteresse? Wenn ich diese Frage nicht aufwerfe, „dann werde ich ‘wie von selbst’ mich und meine Interessen in dieser neuen Dynamik von selbst ablaufenden Prozessen verlieren“ (ebd.: 119).

Auch für die Soziale Arbeit gibt es Studien, die untersuchen, wie Beschäftigte ihr Interesse in eigener Sache artikulieren und wie sie sie auch desartikulieren. Eichinger (vgl. 2012) arbeitet z.B. in ihrer Forschung zu Arbeitsbedingungen in der Sozialen Arbeit „Selbstentmächtigungsformen“ heraus, die ein Verharren in den Widersprüchen eher fördern und eine soziale Selbstverständigung blockieren:

„Die zentrale Herausforderung im Kontext des Wandels besteht für alle Beschäftigten [...] darin, Bewältigungsweisen zu entwickeln, die sowohl dem Einrichtungserhalt als auch der persönlichen Existenzsicherung dienen, sowie der fachlich-ethischen Verantwortung Rechnung tragen: Diese Bestrebungen können jedoch aufgrund der aktuellen Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit zunehmend zueinander in Konflikt geraten“ (Eichinger 2012: 289).

Doch warum wehren sich so wenige SozialarbeiterInnen gegen diese widersprüchlichen Anforderungen, die zu Zumutungen geworden sind? Eichinger arbeitet typische Argumentationsfiguren heraus. Eine davon lautet: Anderen geht es noch schlechter. Sie folgert: „Derartige Vergleiche werten die jeweiligen Arbeitsbedingungen auf und begünstigen deren Entskandalierungen und eine gewisse Selbstdisziplinierung“ (ebd.: 291). Und sie blockieren somit auch alternative Formender sozialen Selbstverständigung.

Einen sozialen Prozess in Gang zu setzen, der solche Dynamiken zu begreifen versucht, ist ein praktisches politisches Projekt, das durch eine klinisch verhaftete Burnout-Debatte blockiert wird. Die Kritische Psychologie hat dafür den Begriff der ‘verallgemeinerten Handlungsfähigkeit’ entwickelt:

„Er verweist auf den Umstand, dass Selbstbestimmung nur über die Bestimmung der Verhältnisse möglich ist, durch welche die individuellen Lebensmöglichkeiten bestimmt sind, und dass diese Möglichkeit wiederum nur zusammen mit anderen und in Abstimmung mit ihnen zu realisieren ist. In diesem Sinne ist ‘verallgemeinerte Handlungsfähigkeit’ den einzelnen Individuen nicht gegeben, sondern aufgegeben, gegen vielfältige Behinderungen zu realisieren“ (Osterkamp 2013 i. Ersch.).

Burnout legt die Erfahrungen in die Hände von ExpertInnen und deren Deutungshoheit. Soziale Selbstverständigung versucht, die Erfahrungen zurück zu erobern. Das ist ein steiniger Weg, ein Weg, der zudem noch gemacht werden muss. Es ist auch ein Weg, auf dem versucht würde, individuelle und soziale Erfahrungen in der Sozialen Arbeit wieder im Zusammenhang mit der politischen Ökonomie des Neoliberalismus zu verstehen und seine alltäglichen Reproduktionsmomente zu begreifen.

Heiner Keupp fasst in seinem Aufsatz zur Lage der Sozialpsychiatrie im Neoliberalismus drei Kritikperspektiven zusammen: Das vorherrschende neoliberale

Menschenbild muss hinterfragt werden, es gilt, einen Kampf um menschenwürdige Arbeitsbedingungen zu führen, die Debatte um die gesellschaftlichen Hintergründe der individualisierten Problem- und Leidenszustände der Subjekte sollte öffentlich geführt werden (vgl. Keupp 2010). Diese Forderungen gehen auch an 'uns selbst'.

Literatur

- Altenschmidt, Ramona 2011: 'Ausgebrannt' – Einzelschicksal oder Fehler im System? Burnout bei sozialpädagogischen Fachkräften in der Mutter-Kind-Arbeit. Ein Interview. In: *Betrifft Mädchen*. Thema: Lilo rennt. Burnout und Selbstsorge. 24.Jg., H 1, Januar 2011, S. 25-29
- Bauriedl, Thea 2006: Brennpunkte der Ohnmacht. In: *Die Zeit* vom 27.04.2006
- Brensell, Ariane 2008: Arbeit gegen sexuelle Gewalt: Immer unter Beweispflicht. In: Lara e.V. (Hrsg.): *Gewaltige Reformen – Alltägliche Gewalt*. Zeitungsbeilage zum Tag gegen Gewalt gegen Frauen. 25.11.2008. URL: http://www.lara-berlin.de/fileadmin/DATEN/downloads/LARA_taz-beilage_web.pdf [letzter Abruf 15.04.2013]
- 2012: Gesprächsangebot zur „Alltäglichen Lebensführung“ Kritische Psychologie trifft Kritische Sozialarbeit. In: Eichinger, Ulrike/Weber, Klaus (Hrsg.): *Soziale Arbeit. Texte zur kritischen Psychologie 3*. Hamburg, S. 190-217
- Connell, Robert W. 1995: The big picture: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: *Widersprüche* Heft 9/1995, S. 23-46
- Diebäcker, Marc/Ranftler, Judith/Strahner, Tamara/Wolfgruber, Gudrun 2009a: Neoliberalen Strategien und die Regulierung sozialer Organisationen im lokalen Staat. In: *Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit* Nr. 3 und 4 (2009). Wien. URL: <http://www.soziales kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/168/243.pdf>
- 2009b: Zeugnisse des alltäglichen Leidens in sozialen Organisationen. Von der Ökonomisierung des Politischen zur Depolitisierung und Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit – Teil I und II. In: *Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit* Nr. 3 und 4 (2009). Wien. URL: <http://www.soziales kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/168/243.pdf>
- Ehrenberg, Alain 2004: *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a.M./New York
- Eichinger, Ulrike 2012: Praxisforschung in der Sozialen Arbeit – Transferwissen und Wissenstransfer am Beispiel der Interessenvertretung in <eigener Sache>. In: Eichinger, Ulrike/Weber, Klaus (Hrsg.): *Soziale Arbeit. Texte kritische Psychologie 3*. Hamburg, S. 281-299
- Fischer-Lescano, Andreas/Möller, Kolja 2012: *Der Kampf um globale soziale Recht*. Berlin
- Flying Picketts 2008: *Auf den Geschmack gekommen. Sechs Monate Streik bei Gate Gourmet*. Hamburg

- Gleißmann, Wilfried/Peters, Klaus 2001: Mehr Druck durch mehr Freiheit. Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen. Hamburg
- Handrich, Christoph 2011: Professionalität und Qualität der Arbeit. In: Haubl, Rolf/Voß, G. Günter (Hrsg.): Riskante Arbeitswelt im Spiegel der Supervision. Eine Studie zu den psychosozialen Auswirkungen spätmoderner Erwerbsarbeit. Göttingen, S. 11-17
- Hävernack, Martina 2008: Sensation statt Tabu? In: Lara e.V. (Hrsg.): Gewaltige Reformen – Alltägliche Gewalt. Zeitungsbeilage zum Tag gegen Gewalt gegen Frauen. 25.11.2008. URL: http://www.lara-berlin.de/fileadmin/DATEN/downloads/LARA_taz-beilage_web.pdf [letzter Abruf 15.04.2013]
- Han, Byung Chul 2011: Müdigkeitsgesellschaft. Berlin
- Haubl, Rolf 2011: „Ich geh kaputt – Gehste mit?“ Die Psyche in der Leistungsgesellschaft. In: Leuzinger-Bohleber/Haubl, Rolf (Hrsg.): Psychoanalyse. Interdisziplinär, international, intergenerationell.
- /Voß, G. Günter (Hrsg.) 2011: Riskante Arbeitswelt im Spiegel der Supervision. Eine Studie zu den psychosozialen Auswirkungen spätmoderner Erwerbsarbeit. Göttingen
- 2011: Psychosoziale Kosten turbulenter Veränderungen. Arbeit und Leben in Organisationen 2008 (Wiederabdruck der ersten Ergebnisdarstellung zur qualitativen Befragung von Supervisor/innen im Rahmen der Studie 'Arbeit und Leben in Organisationen 2008.) In: Haubl, Rolf/Voß, G. Günter (Hrsg.): Riskante Arbeitswelt im Spiegel der Supervision. Göttingen, S. 77-87
- Haug, Frigga 2003: 'Schaffen wir einen neuen Menschentyp'. Von Henry Ford zu Peter Hartz. In: Das Argument Nr. 252/2003, S. 606-617
- 2012: Woher kommen alle diese Reperaturarbeiten? Eine Theorie von Sozialarbeit braucht eine Sozialtheorie von Gesellschaft. In: Eichinger, Ulrike/Weber, Klaus (Hrsg.): Soziale Arbeit. Hamburg, S. 89-96
- Holzkamp, Klaus 1987: Grundkonzepte der Kritischen Psychologie. In AG Gewerkschaftliche Schulung und Lehrerfortbildung (Hrsg.): Wi(e)der die Anpassung. Texte der Kritischen Psychologie zu Schule und Erziehung. Soltau, S. 13-19
- Jurk, Charlotte 2013: Wir haben alle die Krankheit, die uns noch bevorsteht. Ein neuer Krankheitskatalog senkt die Schwelle, ab der die Menschen als psychisch krank etikettiert werden können. In: Analyse und Kritik Nr. 580, 15. Februar 2013, S. 31
- Kleinert, Sabine/Horton, Richard 2013: Health in Europe – successes, failures, an new challenges. In: The Lancet: Early online Publication vom 26.03.2012 [Abruf am 28.03.2013]
- Keupp, Heiner 2010: Wie zukunftstauglich ist die Sozialpsychiatrie im Globalen Netzwerkkapitalismus? Vortrag bei der Jahrestagung der DGSP zum Thema „Sozialpsychiatrie: Menschenrechte verwirklichen – Gesellschaft gestalten“ am 11.11.2010 in Frankfurt a.M. URL: http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_10_11dgspt.pdf
- /Dill, Helga 2010: Erschöpfende Arbeit. Gesundheit und Prävention in der flexiblen Arbeitswelt. Bielefeld

- Meyer-Drawe, Käthe 2011: Das überforderte Selbst. In: Wiebel, Burkhard u.a.: Mechanismen psychosozialer Zerstörung. Neoliberales Herrschaftsdenken, Stressfaktoren der Prekarität, Widerstand. Hamburg, S. 47-50
- Osterkamp, Ute 2013: Was heißt Aufklärung? Forum Kritische Psychologie Heft 57/2013 (i.Ersch)
- Pickett, Kate/Wilkinson, Richard 2010: Gleichheit ist Glück. Berlin.
- Pieper, Georg 2012: Eine Gesellschaft stürzt ins Bodenlose. FAZ am 15.01.2012 URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/krise-in-griechenland-eine-gesellschaft-stuerzt-ins-bodenlose-11992352.html> [letzter Abruf 15.04.2013]
- 2012: „Den Leuten hier geht es wirklich dreckig“ Interview in der Jungen Welt. 31.12.2012. URL: <https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/2012/12-31/033.php> [letzter Abruf am 15.05.2013]
- Poulsen, Irmhild 2011: Von Stressbelastung und Burnoutgefahr zur gesunden Selbstfürsorge sozialer Fachkräfte. In: Betrifft Mädchen. Thema: Lilo rennt. Burnout und Selbstsorge. 24.Jg., H 1, Januar 2011, S. 10-16
- Seidler, Christoph 2013: Paradoxe Freiheit und Selbstausbeutung oder Glück ist nicht immer lustig. Vortrag auf der Jahrestagung der Neuen Gesellschaft für Psychologie: Machtwirkung und Glücksversprechen vom 07.03.2013-10.03.2013 an der FU Berlin, unveröffentlichter Vortrag
- Soziale Arbeit heute: Burnout: URL: <http://www.soziale-arbeit-heute.de/index.php/Burnout> [14.04.2013]
- Spiegel Online Wirtschaft 2013: Studie: Euro-Krise kostet Menschenleben. 27.03.2013. URL: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/lancet-euro-krise-hat-fatale-wirkung-auf-gesundheit-der-europaeer-a-891149.html> [letzter Abruf am 15.04.2013]
- Stützel, Ingo 2012: Making of the Staatsschuldenkrise. ak – analyse & kritik – Zeitung für linke Debatte und Praxis, Nr. 571/20.4.2012
- Voß, Günter G. 2011: Strukturwandel der Arbeit. In: Haubl, Rolf/Voß, Günter G. (Hrsg): Riskante Arbeitswelt im Spiegel der Supervision. Göttingen, S. 51-67
- Zoike, Erika 2010: Zunahme der psychischen Erkrankungen bei Beschäftigten. Statistische Ergebnisse und Präventionsansätze der Krankenkassen. In: Keupp, Heiner/Dill, Helga 2010: Erschöpfende Arbeit. Gesundheit und Prävention in der flexiblen Arbeitswelt. Bielefeld, S. 61-76

*Prof. Dr. Ariane Brensell, Hochschule Ludwigshafen am Rhein,
Ernst-Boehe-Straße 4, 67059 Ludwigshafen
E-Mail: ariane.brensell@hs-lu.de*